

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 19 — Sonntag, den 9. Mai 1932

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Neue Mutter vergißt mir nie

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Muttertag! Draußen of de Strohn war am zeiting Sonntagvormittig schie e Komme un Giehe. Grusse Rinner mit Blumestöckle odr Palettr lossn ze ihre Eltern un Grußeltern; Männer, mit Klännern Rinnern an dr Hand odr offn Arm, ginge zon Gärtner odr in Blumengeschäfte un kame mit Blumesträuß wieder. Ja, jeds wollt abn am Ehrntog dr Mutter e Klänns Finkle Fräd für's Mutterherz spendn un sich für die täglich vom zeitigen Morgn bis in de sinkende Nacht nei gehobte Müh bei ihr bedankn.

Dos alles tat a dr Hauch-Reinhard beobsalviern, dar zon Stubnsjanster rausahnet un dicke Raachwolken aus seiner Tobakspfeif nauf zon Himmel paffet. Dodrbei sei ne Reinhard allerlä Gedankn durch'n Kopp geschwärt. Noch nr Weile machet ar 's Fanster wieder zu, ging zon Aschkastn am Ufen, kloppet de Pfeif aus un saht drbei ze seiner Hulda, die off'n Ufenbankel grusse Ardeppeln ze de grün'n Kließ scheesn tat: „Nu will iech nâr gern sahe, ob dr deine Määd heite zon Muttertag a ne Fräd machn warn? Von Gung brauchste ja net drauf ze rachne, dä dan hast de's ja grüßlich genug gemacht, wie ar noch drhäm war...“ Betr kam de Reinhard net, do fiel ne sei Fraa in de Red: „Dos Klingt doch bal', als hätt iech Unnerschied in meiner Rinnererziehung gemacht — iech hob meine vier Rinner gleich gern gehatt, kâns mehr wie's annere, un a fu erzugn!“ Dr Reinhard hatt sich de Pfeif wieder in Brand geseht un zug kräftig. Heite muß's mol raus, mos ne schie gahrelang bewegar un sei Herzl zu schwer machet. Deshalb spannet ar dan Foden föder: „Dos ward läne Mutter zugaßn wolln, doß se äns oder 's



Unser Mütterle!

Guckt früh de Sonn zum ersten Mol ins Stübel,
Do hot de Mutter Arbet schu un Plog:
Se legt sich ohmdst zeleht wie tut ins Bettel —
De Mutter wâß kâ End — dan ganzen Tog.

Drüm wolln mr heit a' unner Mutterl feiern,
Doh se dr Herrgoiß uns noch lang behül';
De Mutterlieb zöhlt doch a net de Stunden,
Un 's Mutterherz ward net von Arbet müd'.

annere Kind bevorzugn tut, obr Hulda, bie mol ehrlich, ginge dir deine drei Määd, a heite noch, net über alles, während dr Gung überhaupt nicht zöhlet un eitel 's „Aschnpudde!“ machn muß?“ Do wollt de Hulda aufbrausen, obr dr Reinhard tat se sig beschwichtig: „Ihe löß mieh erst emol ausredn, nocherts kaste dei Männing a soogn. War dos ne Art un Weiß: de Määd lossn in dr Woch zwä-, dreimol ohmds föder, kâ Starbnswörtel is do gefalln, kam dr Gung net gelei' nooch Feierohmd von seiner Lehrstell' chäm un tat epper mit paar Kameradn erst off'n Bief' bissel miet Fußballspieln, do stand kâ Staden gerod — un wenn ar nocherts chäm kam, wie haste do lusgewattert un ne Gung runnergepuht vir de Määd, doß mr sich als Vater chame muß' Mannichmol wollt iech ne de Brüd' vtratin, obr do ward ihr vier Weib'n wie de Gaderhahner über mir hac un lieht mieh gar net redn; zeleht hob iech mir abn a gefaht: Schweign is Go'd. Obr innerlich hot's sei mannichmol gegärt. Am ne liebn heisling Friedn willn un wagn de Zeit hot mr kann Krawall gemacht un alles miet agefahe un hinnergeschluckt... obr racht haste an Friß net gehannelt, dos joog iech dir heite noch. Wenn iech dra dent, alles wur nâr mit de Määd bestriert, un gob doch mol dr Gung sei gesunde A'sicht drzu, do wur se in Drack getratn un ins Lacherliche gezugn. Denkst du ebber dar hatt kâ Ehrgefühl im Leib, un wenn sei dos vrleht is, do bleibt a in fu ner gunge Seel ne Narb, e Stachel. Ja, dodrmiet haste dir a ne Wag ze sen'n Harzen verrammelt, un de Folg, dr Gung wur vrstocht — un wie ar ausgelernt hatt, konnt ar gar net sig genug aus'n Haus föderkomme, um

all dan Hänseleien von sen'n Schwastern un Rörgeleien seiner Muttr ze entgiehe. Un ar hots eich ja a deitlich genug ze vrstiehe gabn, eh ar fort is — odr doß ar in die fünf Bahr, die 'r fort is, net emol Sehnsucht nooch drhäm vrsprüet hot, is ne traurige Duitting. Iech sah's ihe ei, doß iech e groß Täl Schuld miet hob, dä hätt iech seinerzeit de Gosh aufgetae un ne Streit geschlicht, brauchet sich dr Fritz net in dr Welt draußnrim ze buckeln. Zwämol nár hot e Kartingruß von Gung ne Wag ze uns gefunden, un seit zwä Bahrn wiß mr überhaupt net wu ar stadt. Annersch is bei de Määd, alle sei se vrheirat un a net schlacht akomme, odr im Dorf is a káne, die dir bei dr Wäsch miet haffn könnt, odr wenn se sifter mos brauchn, wissen se uns."

Dr Hulda war bei dar „Strospredigt“ von ihrn Maa immer tuglicher worn. Von dare Seit kannie se ne Reinhard noch net, odr doch merket se a, doß ar sich wos von Harzn runnerjogn tat, wos ne schie lang beweget. Un do dr Reinhard in dr legtn Zeit ab un zu mol W'spielunge off'n Gung machet, wußt se, doß dr Vater doch Sehnsucht nooch'n vrsprüet un wollt dos Hoffnungsflammel, doß dr Fritz ennes Togs doch in sen Batrhaus zerückkehrn wür, net auslöschn un saht überhaupt nisch, sonnern fing a ze heiln.

Dos wollt natürlich dr Reinhard a net, doß sich sei Hulda heite zun Muttrtog aufregn tat, un ar bereiet chie sei abn getane Red, die ne anerntäts üm su viel lächter gemacht hot.

In dare actling Stimmung podet wie ne Erlöfing dr Brieftrager ans Fanster un langer en Brief un ne Kart rei. Fig nahm dr Reinhard vom Vertiko sei Brill un los zererst de Kart, die dr Muttr zum Ehrntog harzliche Grüße arbrachtn laut vir; se war von dr mittlern Maa, dr Johanne, die in Leipzig wuhnet. Nocher's wendet ar dan Brief rimm un nim, konnts odr an dr Schriß net rauskriegn, wu ar hartomme könnte. Rit ner Gabel fuhr 'r vbn nei un raget 's Kuwert auf. E langer Brief mit ner Photographie kam zon Birschlein un von wan? Von sen Fritz! Off dan Bild stand e großer un kräftiger Soldat mit rundn Analtbaedn un paar lachenden, vom gungdlichn Feier blizendn Wagn. Vor Fräd hot dr Reinhard dos Bildel ans Herz gedrückt un drbei gefaht: „Mei Gung, mei guter Fritz, weil iech dich nár hob.“ — vrstuhlns kollertn odr ä paar Wasserperle nei in Backnart. Dann langet ar de Photographie seiner Fraa nüber un fing nu aa, ne Brief ze lasen. Viel stand in dan Brief — un wos ne Batr ganz besonnersch gestät hot, war die Stell für dr Muttr: „Und nun liebe Mutter! Obwohl ich in Groll von Dir schied und Dich zu vergessen suchte — aber nie kann man eine Mutter vergessen; Schein und Lüge ist, wer dies behauptet, ich freue mich schon auf meinen Festtagsurlaub und hoffe, daß Du bis dahin vergessen hast, was zwischen uns gewesen. Heute aber am Muttertag wünsche ich Dir alles Gute, möge Dich Gott noch lange bei bester Gesundheit uns allen erhalten, damit wir dankerfüllt noch viele Jahre eingedenk sein können des Spruches:

Wenn du noch eine Mutter hast,
so hab sie lieb und halt sie wert,
nicht allen ist das hohe Glück
auf dieser Welt beschert!"

Wie dr Reinhard ne Brief ze End gelasen hatt, drwischet ar de Photographie un is drmiet naus in Alkwen un kam net

gelei' wieder. Aber in dr Stub hot e Muttrherez geblut't — un eigefae, doß se als Erzieherin net ganz richtig gehannelt hot. Un ihre Belohnung für de Bevorzugung dr Määd muß de Hulda heite hienamme, dä de gruze un de kläne Maa hattn in ihrn Wuhlbn sugar de Muttr vrgassn.

Am annern Tog früh bezeitn schwelet aus dr Hauch-Reinhard-Heiselfeieress' e Raach gegn Himmel, un wenn jemand gefragt hätt, warum se dä su eigehäzt hätt, dar wür von dr Hulda zur Antwort kriegt hobn: „Iech will men'n Fritz, dar ben Soldaten is, heite e Paket schickn, un do back iech en Hefenfluß!"

Kleine Geschichten aus Christian Lehmanns „Historischem Schauplatz“.

Gesammelt von W. Ludewig.

Der geheimnisvolle Fischdieb.

Anno 1865 hatte Abraham Brückner, ein bestellter Fischknecht zu Streckwalde, immer Verlust an seinen Fischen. Er ging in der Osternacht, noch in der Dunkelheit, an sein Wasser, um die Schmerkreiser zu bewachen und die vermeinten Diebe zu erschleichen. Er lagerte sich mit einem derben Zaunpfahl bei finstrier Nacht unter einem Erlenbäumlein. Es näherte sich etwas zu ihm mit starkem Trappen und Geräusch, darüber ihm das Herz geklopft. Er denkt, das werden deine Diebe sein, und stellt sich zum Schlag. Und da er etwas Graues erblickt, schlägt er los, aber erfährt aus des Bären Brummen, mit wem er angebunden habe. Der Bär richtete sich mit großem Brummen und Schnaufen gegen ihn auf. Brückner retirierte sich mit

großer Gefahr ins Wasser auf einen großen Stein. Er warf seinem Bedränger den Hut hin und gab ihn preis. Dann warf er auch sein Fischsäblein hin, das der Bär aber nicht groß achtete, sondern belagerte den Fischer aufs neue und ängstigte ihn weidlich. Brückner konnte den zornigen Dieb nicht eher los werden, als bis am Morgen in der Nachbarschaft ein Schuß fiel, dadurch Meister Peh in die Flucht getrieben wurde.

Reinecke als Gelddieb.

Daß Reinecke gelegentlich ein Huhn oder eine Gans holt, ist schließlich nichts Ungewöhnliches, ungewöhnlicher ist es schon, daß er auch das Geld nicht verachtet. Daß der Rotrock gelegentlich derartige Gelüste hat, sollte nach dem Bericht Lehmanns der Grünhainer Müller Hans Friedel erfahren. Die Geschichte fällt in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Marodebrüder und anderes Gesindel machten das Land unsicher, stahlen wie die Raben und schreckten auch vor Ueberfall nicht zurück. Was der eine oder andere trotz vielfacher Plünderungen etwa noch an barem Geld oder Schmutz besaß, verstedte er sorgsam. So dachte auch der Müller Hans Friedel in Grünhain besser ist besser und packte die entbehrlichen Barmittel in eine Blase, um seinen Schatz irgendwo im Wald zu verbergen. 100 gelbe blankte Dukaten und 50 runde harte Reichstaler von gutem Schrot und Korn waren es. Die barg Friedel in einer Steinrinne einer Felsgruppe bei Elsterlein. Der Winter kam, und ein Fuchs, der dort hauste, geriet über den Schatz und verschleppte ihn ins Holz. Am Ostertag nach der Schneeschmelze wollte der Müller sein Geld beschauen, aber die Steinrinne war leer. Friedel fluchte das Blaue vom Himmel herunter. Wie er wieder heimwärts trollte,

land er im Jungholz da einen Taler, dort einen Dukaten; nun suchte er eifrig weiter und klaubte sein Geld nach und nach wieder zusammen. Trotzdem war er noch nicht gescheit geworden, sondern vergrub ein paar Jahre später einen Strumpf mit Gold- und Silbermünzen just in derselben Gegend unter einer Baumwurzel. Der alte Fuchs, der da seinen Bau hatte, muß indes ein sonderlicher Liebhaber des schönen Mammon gewesen sein. Wieder grub er den Schatz aus und verschleppte ihn. Auf der

Landstraße blieben die Münzen liegen, wurden in Schnee und Dreck getreten. Als der Frühling kam, fanden etliche Elterleiner das und jene Stück und lenkten die Aufmerksamkeit durch die Ausgabe von Doppeldukaten auf sich. Nach der Herkunft des Geldes befragt, gaben sie den Fundort an. Friedel, der diesmal sein Geld schon aufgegeben hatte, kam wieder mit einem blauen Auge davon und stiftete der Kirche vor Freude einen schönen Taufstein.

Als Goldsucher im Urwald

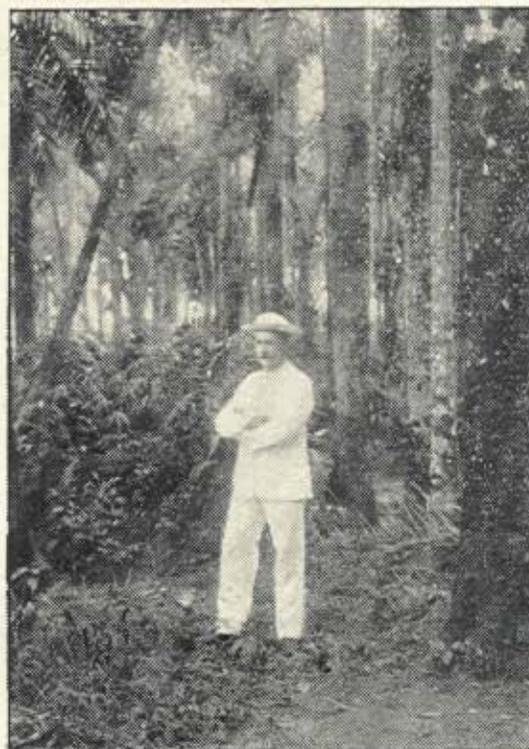
Erlebnisse des ehemaligen Johannstädter Obersteigers Alfred Kehwagen.

Nach hinterlassenen Briefen, Skizzen und Berichten bearbeitet von Robert Jahn.

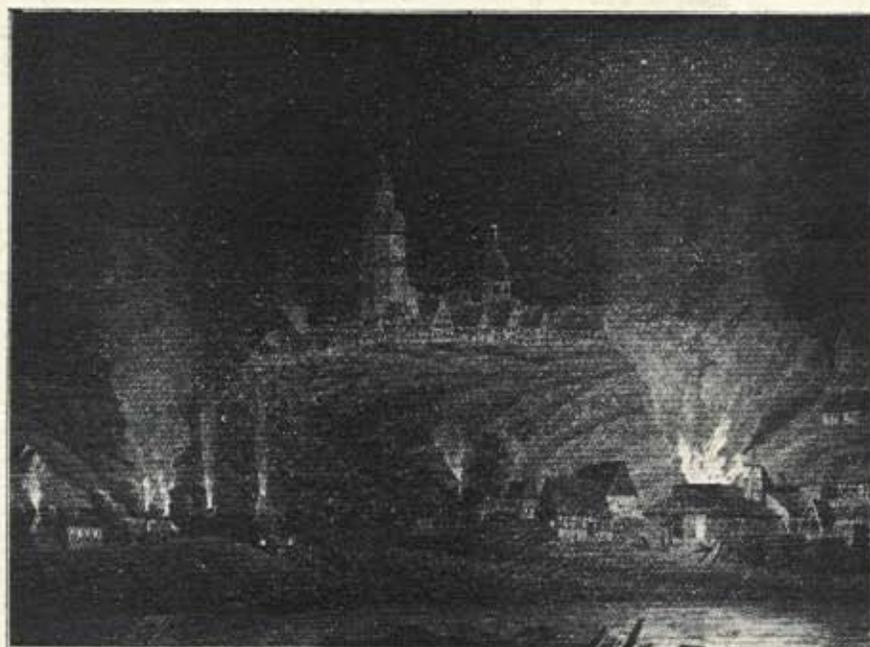
Wir weisen in der ehemaligen Gewerkschaft von „Neu Leipziger Glück“, Bergmännische Symbole grüßen von Tischen und Wänden. Schmetterlinge und Vögel in schillernder Pracht, wertvolle Erze, Mappen mit Blüten und Blättern von Urwaldpflanzen mit Bildern und Briefen aus den Goldfeldern von Surinam in Holländisch-Guyana erzählen von einem jungen Knappen, den der Tatendrang und bergmännischer Forschungseifer ins Ausland trieb und dort 4½ Jahre im Dienste einer holländischen Gesellschaft wirkte. Da steht unser ehemaliger Obersteiger Alfred Kehwagen in weißer Tropentracht in der Nähe seines „Camp“ umgeben von den Schlinggewächsen des Urwaldes: Weiß-grün seiner sächsischen Landesfarben im ewigen „Bald“! Der Morgenstern seines Lebens schien ihm auf Grube Malhada bei Porto in Portugal, wo der Vater Erzsteiger war; mit 8 Jahren kam der Knabe in die sächsische Heimat der Eltern nach Freiberg, wo er die Volks- und Bergschule besuchte. Dann leuchtete ihm die Tropensonne vom 20. bis 25. Jahre, bis ihm nach 23jährigem Wirken bei „Reinigt Feld am Jastenberg“ die Abendsonne seines Lebens zur ewigen Ruhe winkte, viel zu früh für unsern Erzbergbau und — für seine hinterlassene Familie. In diesem Jahre würde er seinen 60. Geburtstag haben. Dies veranlaßt uns, seines Wirkens zu gedenken.

In Paramaribo (Januar 1898).

Abschied von Europa. Unter einer Skizze vom Signalturm der franz. Insel Queessant am Kanal bemerkt der junge Reisende, der am 18. 11. seinen 20. Geburtstag erlebt hatte: Am 18. 12. 1897 letzter Anblick von Europa, passiert um Mitternacht. Endlich im Hafen von Paramaribo, einer Stadt in der Größe von Freiberg. Ortschaft am Meer, so erklärt er den Stadtnamen. Der Surinam-Fluß in der Breite der Elbe bei Dresden mündet hier ins Meer. Der Strom wimmelt von Hai- und Sägefischen, weiße Holzhäuser mit breiten Veranden bilden einen schönen Anblick im Tropengrün der Umgebung. Unter 30 000 Brau-



Obersteiger Alfred Kehwagen in weißer Tropentracht in der Nähe seines „Camp“.



nen, Gelben und Schwarzen etwa 1000 Weiße. Ganz selten sind die Rothhäute. Die Eingeborenen tragen Kniehose, Hemd und Turban. Neger kleiden sich an Sonntagen höchst elegant. Der Weiße darf an Wochentagen seine Kleidung nicht vernachlässigen. Frauen und Mädchen sind abschreckend häßlich. Ausgewachsene Gestalten werden absichtlich durch Zwang künstlich geschaffen. Trägheit kann zur Verzweiflung bringen. Hauptgrund ist der Nahrungsüberfluß. Groß ist die Bedürfnislosigkeit. Stodfish und einige Bananen genügen. Dienstboten (Mädchen von 16—17 Jahren) sind aber anspruchsvoll im Monatslohn (23—34 #). Seit Aufhebung der Sklaverei (1863) genießt der Neger die Freiheit in vollen Zügen. Darum mußten für die Arbeit Kulis aus Indien eingeführt werden. Der Schwarze mag nicht „Neger“ genannt werden. Diese Bezeichnung braucht der Schwarze im Kampfe mit einem etwas weniger Dunklen als Schimpfwort für seinen Gegner. Wegen täglicher Kaufereien hat die 30 000-Stadt ein Polizeiaufgebot von 168 Mann.

Johanngeorgenstadt: bei Nacht, im Vordergrund Hüttenwerke im Betrieb. Nach einem alten Kunstblatt.

Am Surinam-Flusse (Febr. 1898).

Mit Flußdampfer stromaufwärts. Hervorragende Klippen werden geognostisch untersucht. Am linken Ufer wird die Höhe des „Blauen Berges“ mittels Aneroid-Barometer auf 82 m ermittelt. Uebernachtung im Hause des Missionars Burow aus Pommern. Seine Gattin stammt aus Baugen. Alle Missionare hier sind Herrnhuter. Dann mit Boot des Gouverneurs nach Brokoponto. Das ist der Ausgangspunkt für die Reise in die Goldfelder. „Wir übernachteten das erste Mal im Freien, im „Kamp“, das unsere 14 Neger erbauten. Die ganze Zeit im Busch (Urwald) wird in Hängematten geschlafen, trotz des Lärms vieler Frösche und Brüllaffen. Nach Angabe unseres Minimal-Thermometers haben wir bis jetzt die kühlfte Nacht erlebt (22° C.). Täglich baden wir früh und abends.“

„Zum ersten Male sah ich Gold in Natur vorkommen.“

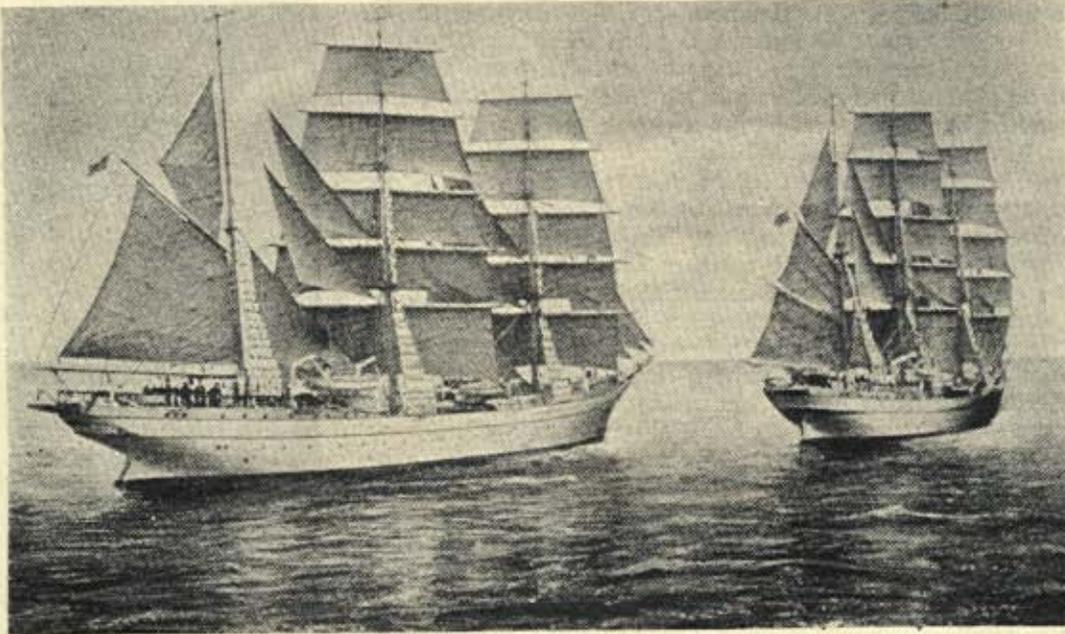
Nach 2stündigem Marsche durch dichten Urwald Ankunft im englisch. Goldfeld „Placer Beaty“. Mächtige Maschienen mitten im Urwald, ein eigenartiger Anblick! Die primitive Arbeit mit dem Congtom ähnelt unserer Arbeitsmethode am Schlammgraben. Eine Stunde entfernt ist das Goldfeld „Placer de Jong“ und noch weiter das Goldfeld „Sara-Kreet“. Ein fieberkranker Ingenieur wird mit zur nächsten Station Bergendal genommen.

„Zum ersten Male sah ich echte Wilde im Busch.“

Nach 4stündiger Stromfahrt in glühendem Sonnenbrand, Vermessung des 78 m über den Surinam ragenden Berges „Pilatus“ mit verwittertem, stark eisenhäufigem Diabasgestein, Uebernachtung beim fieberkranken Missionar, 10stündiger Weiterfahrt durch hemmende Stromschnellen, endlich Landung an der Polizeistation Boshland mit Uebernachtung in flüchtig errichteten Palmgeslechthütten führte unser erkämpfter Urwaldpfad in das von Wilden bewohnte Dorf Balein-Sulla. „Wir hatten viel Belästigung durch ihre Reugier. Meinen großen breiten Hut nahmen sie ab und waren äußerst erstaunt über meinem kahlgeschorenen Kopf. Meinem Begleiter hoben sie ungerührt die Hosen auf, um zu sehen, ob die Beine auch weiß waren. Alle Wilden waren nackt und Heiden. Am Dorfeingang stand ein Bögenbild 3½ m hoch. Der Böge hatte oben ein Tischchen auf einer 2. Stange. Da stand eine Schüssel Essen und eine Flasche mit Leichenwasser gefüllt. Ein von unserer Gesellschaft teuer gemieteter echter Buschneger erklärte uns Sprache und Sitten der Wilden. Ich tauschte für ein Taschentuch einige Ehlfössel der Wilden ein. Wir führten in der Umgebung Untersuchungen und Tiefbohrungen aus und fanden Bleiglanz, Kupferkies und gelbes Silber. Wir führten ein echtes Busch- und Räuberleben! In Leben, das gewiß nur jungen Leuten gefällt.“

Im Kamp — unter deutschen Bahnhofsglocken — in einem Indianerhof — Besuch in der Plantage eines Chinesen. (März 1898.)

Welche Freude, wenn ein deutsches Schiff im Hafen einläuft! Sämtliche Deutsche sind anwesend. Ein friesischer Kapitän lud uns zu einem Fest an Bord des Schiffes ein. Es wurde bis in die Nacht hinein gesungen, musiziert, geschmaust und getanzt. Dann gings wieder zur Arbeit in den Busch. Unser Kamp ist unsern Newstar-Eiland am rechten Surinamufer, 80 Km. von Paramaribo entfernt. In der Nähe steht eine hölzerne Kirche, 14 Schritt lang und 6 Schritt breit. Das Innere gleicht einem Freiburger Bestübchen, nur die Orgel fehlt. Alle 14 Tage ist Gottesdienst. Im Türmchen läutet eine ehemalige deutsche Bahnhofsglocke. Die meisten Kirchenglocken in Surinam sind geschenkte deutsche Bahnhofsglocken. — Wir kommen nach Carolina. Es zählt 100 Seelen. 35 Kinder besuchen die Schule. Die Konfirmation erfolgt erst mit 18 Jahren. „Zum ersten Male fahre ich



Segelschiffromantik bei der Kriegsmarine. Die beiden Segelschiffe der Kriegsmarine „Gora goa“ und „Hort Wessel“ verlassen Kiel zu einer mehrere Wochen dauernden Ausbildungsreise. Unser Bild ist ein seltener Schnappschuß. Zum erstenmal hat hier die Kamera beide Segler auf See eingefangen. (Presse-Bild-Zentrale, A.)

in einem Indianerhof — Besuch in der Plantage eines Chinesen. (März 1898.)

langer, schöner junger Mensch führt mich mit meinen 2 Leuten in die Kamp des Häuptlings. Ein Alter heißt mich willkommen, bietet wohlsmekende Früchte an, zeigt uns sein schönes Hausgerät und seine Waffen und bietet mir seinen Sohn zum Führer an. Die hell-rotbraunen, langen Indianer treiben Jagd und Fischfang, die schönen kleinen Indianerinnen fertigen Tongefäße und Hängematten, die sie in der Stadt verkaufen.“ Nach geologischen Untersuchungen werden an der Stromstation 83 Risten mit den neuesten Instrumenten für meteorologische, astronomische und bergmännische Tätigkeit in Empfang genommen. Auch Spiele und Lektüre für die einsame Zeit in den Goldfeldern sind dabei. 2 Tiefbohrer für 20 Meter Tiefe eingerichtet sind am nötigsten. Die Sendung hat einen Wert von über 8000 ./.“

Mit Gewehr besuchen wir in der Nähe die Plantage eines Chinesen, der freundlich bewirbt. Ich sehe Awarra, Mariba, Sagos-, Kokospalmen und Orangen; für mich, der ich noch nie etwas derartiges sah, unbefreiblich großartig im Gesamteindruck! Der Märzbrief schließt: „Der Umgang mit zwei Europäern, H. D. und dem Vizekonsul Freiherr v. Normann, der lutherisch ist, in Breslau Offizier war, Apotheken- und mehrfacher Hausbesitzer ist, bedeutet für mich das einzig Erfreuliche in dem langweiligen und einformigen Dasein, das wir hier zu führen verdammt sind.“ Die Heimatssehnsucht breitet weit ihre Flügel aus!

in einem „Korria“ — ein ausgehöhlter Baumstamm. Eingeborene lenken das gebrechliche, schwankende Fahrzeug mit rühmlicher Geschicklichkeit über den 1000 Meter breiten und 40 Meter tiefen Strom. Wir kommen in ein Indianer-Dorf. Es liegt auf einem 12 Meter hohen Berge tief im Urwald. Etwa 20 Indianer mustern uns mißtrauisch. Ein Neger dolmetscht den Zweck unseres Hierseins. Ein

Verständigung in fremden Sprachen — Untersuchung der Funde in den Goldfeldern — eine eigentümliche Himmelserscheinung (April 1898).

„Ich muß hier meist holländisch sprechen. Die Rot und der beständige Umgang zwingt dazu. In den Goldfeldern haben wir viel englisch redende Neger, mit denen ich mich gut verständige. Ich arbeite Tag für Tag an meiner englischen Grammatik, fertige Uebersetzungen und habe ein gutes Wörterbuch. Mit der Eingeborenen Sprache geht es sehr langsam vorwärts. Doch ist eine Verständigung „aus dem Größten“ möglich. Schimpfen und Zanken lernt man in allen Sprachen sehr schnell und gut, wenigstens hat es immer gewirkt.“ —

„Wir ordnen jetzt die gesammelten Steine und untersuchen die Thone und Sande.“ Die Goldfunde stammen aus 4 verschiedenen Blacérs, d. s. Felder. Das Gold befindet sich frei in Ablagerungen der Flüsse, in Seifen, in einer sandigen oder thonigen Schicht meist nur wenige Fuß unter der Erdoberfläche. Seltener ist Gold in Quarzgängen gefunden worden. Die abbauwürdigen Gebiete liegen im Granit-, Grünstein- oder kristallinen Schiefergebirge der Kontaktzonen. Bei Seifen unterscheidet man von oben nach unten folgende Schichten: 1. Eine sehr schwache Humusdecke (trotz üppig wuchernder Vegetation); 2. Eisenschüffige Erde, öfters thonig, aber immer mager, von Wurzelwerk durchsetzt; 3. Feinkörniger Sand, meist aus Quarz, daneben Augit und Hornblende; 4. Schotter und Gerölle, manchmal durch Bindemittel verkittet; 5. Thon, meist das Verwitterungsprodukt des anstehenden Gesteins. An den Flußufern werden Schürfungen vorgenommen. Mit Beil, Säbel und Messer wird die Schlingpflanzendecke entfernt. Die Fundproben werden mit dem Sichertrog geschüttelt (wie ein Trichter). Auch Bohrungen werden gemacht. Die Ausbeutung erfolgt in einer Wäsche. Am Ende eines Grabens ist eine durchlochte Platte als Goldfänger angebracht. Hier wird die Masse über Quecksilber geführt und dabei das Gold amalgamiert. Das Amalgam wird dann ausgeglüht und so das reine Gold gewonnen. Die Arbeit in den Goldfeldern dauert von früh 7 bis nachmittags 4 Uhr. Ein Arbeiter verdient in dieser Zeit bis 2,50 fl. . Indianer werden nur für Transporte verwendet. Die Gesamtfläche der Goldfelder in Surinam beträgt über 300 000 Hektar. Im Jahre 1898 wurden dort Goldwerte für 1 1/2 Mill. holl. Gulden gewonnen. Andere Gebühren betragen über 100 000 Gulden. Die Produktionsabgabe (7 Cent für 1 Gramm Gold) betrug über 60 000 Gulden. Es wurde in einem Jahre für 45 Millionen Mark Gold ausgeführt.

Vielfach geschehen Veruntreuungen durch Arbeiter in den Goldfeldern. So fand man Gold in Brot eingebakkt, im Mund verborgen, in Seifenstücke eingequetscht, in Jagdpatronen eingefüllt, in hohlen Absätzen der Schuhe versteckt, in Flaschen verborgen, die die Boote nachschleppten, in Tabakspfeifen, in Papierhüllen im Afters versteckt u. a. m.

Durchschnittlich werden in 1 Kubikmeter Masse 7 Gramm Gold gefunden. Ein Bagger förderte einmal ein Stück gediegen Gold im Gewichte von 297 Gramm zu Tage. —

Bei geologischen und topographischen Arbeiten beobachtete unser Gewährsmann eine eigentümliche Himmelserscheinung. Als die Sonne auf den Wendekreis des Krebses zuletz, blieb sie mittags und nachmittags für den Beobachter im Norden statt im Süden stehen, so daß die europäischen Regeln, mit Hilfe der Uhr und des Sonnenstandes die Zeit zu bestimmen, im Urwald ihre Gültigkeit zu Sommers Anfang verlieren.

Weihnachten über See (Christmas Day 1899).

Nach einem Besuche der 70 000-Stadt Georgetown, wo unsern Obersteiger der berühmte Botanische Garten und das Museum interessierte, das alles zeigte, was er im Urwald gesehen hatte, kam er in die Hauptstadt der Insel Barbados nach Bridgetown. Hier wurde er von den einzigen zwei deutschen Familien am Weihnachtstage zur Feier des Christfestes eingeladen. Er weilte im Hause von gastfreundlichen Hamburgern. „Wir zündeten den Christbaum an, sangen deutsche Weihnachtslieder und reichten uns deutsche Geschenke.“ Darnach wurde die Kirche besucht und nachmittags im Sonnenschein der Tropenlandschaft ein Spaziergang am See unternommen. — Am 4. 12. 1900 erbllickte Obersteiger Krehwagen auf der 1. Heimfahrt wieder den Leuchtturm der europäischen Küste, der ihn bei der zweiten Fahrt in die Goldfelder am 3. November 1900 nochmals grüßte und von dem er am 7. April 1902 für immer Abschied nahm.

Der große Naturfreund und erfahrene Knappe wirkte dann mit stillem, fast verschlossenen Wesen bei „Bereinigtes Feld im Fastenberg“. Trotz schleichender Erkrankung, die ihn vorzeitig bergfertig machte, werden sich seine Kameraden bis in die letzten Jahre erinnern, daß sein Wesen sich belebte und sein Auge strahlte, wenn er einfahren konnte. Er liebte die Felsen und ihre Schätze mehr als staubige Akten. Neben seiner Wohnung in Haldens Lust steht der Gedenkstein für unsern ehemaligen Bergmeister Fischer. Möge der Stein zugleich an unsern Obersteiger Krehwagen erinnern mit dem Rufe:

To saxa loquuntur!
Dich preisen die Steine!

Wissenschaftliches

Erdöl wird torpediert.

An manchen Stellen der Erde wird allzu viel Erdöl erzeugt, so daß man die Werke stilllegt, um den Preis zu halten. Anderswo geschieht das Gegenteil: Die Erdölquelle, die zu versiegen droht, wird mit Gewalt ergiebig gemacht, sie wird „torpediert“. Man löst in der Tiefe eine Sprengladung. Aber es gibt auch noch neuere Verfahren. Man pumpt zum Beispiel Salzsäure hinab. Die macht die Kohlensäure frei, die in dem Kalkstein schlummert. Wenn dieses Gas aus den Wandungen der unterirdischen Dome tritt, treibt es durch seinen Druck das Erdöl in die Höhe. Allerdings greift die Salzsäure auch die Rohre an durch die sie in die Tiefe rinnt. Daher müssen die Metallteile dieser Leitungen entsprechend gegen Zerstörung geschützt werden.



Ein neues Meisterwerk deutscher Brückenbaukunst. Deutsche Ingenieurkunst und deutsche Wertmannsarbeit lassen in der Nähe von Stuttgart ein neues Meisterwerk entstehen. Auf der Reichsautobahnstrecke wird über das Rohrbachtal eine 400 Meter lange Brücke gebaut, die in der Ausführung von den üblichen Bauten abweicht, denn an Stelle der sonst verwendeten Stahlkonstruktionen für eine Höhe von 35 Meter werden die einzelnen Bogen in Eisenbeton geschaffen. Damit wird am Gesamtobjekt eine Bauersparnis von etwa 1 Million erreicht. (Schirner, K.)

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(13. Fortsetzung.)

Sie gehen durch eine angelehnte Tür und stehen vielen Zimmertüren gegenüber. An allen sind Schilder angebracht mit einer Aufschrift. Ann-Christin kann im Halbdunkel nicht alles lesen, es interessiert sie auch nicht. Sie hört Türen klappen, sie sieht Menschen ein- und ausgehen, Zivilisten und solche in der blauen Amtsjacke der Polizei mit Akten unter dem Arm. In eines der Zimmer treten sie ein. „Nehmen Sie hier Platz“, sagt Bering zu ihr. Sie setzt sich. Der Detektiv spricht irgend etwas mit dem Polizisten hinter der Schranke. Es klingt leise und zischend. Feindlich wie eine Schlange, meint Ann-Christin.

„Sie müssen einen Augenblick warten. Verhalten Sie sich aber ruhig.“ Bering verläßt das Zimmer. Der Polizeibeamte will sich wieder in seine Arbeit vertiefen. Einmal aber guckt er hoch, und sein Blick bleibt hängen. Es ist eigentlich gar nichts Auffälliges an der Frau, denkt er u. wendet die Augen, um aber sofort wieder zu ihr hinzublicken. Warum bloß? Er weiß es nicht, wie es tatsächlich niemand weiß, der Ann-Christin sieht und dann immer wieder zu ihr hinschaut.

„Kommen Sie.“ Detektiv Bering steckt seinen Kopf durch eine der hinteren Türen. Ann-Christin erhebt sich und folgt, geht durch mehrere Zimmer, durch einen schmalen Korridor und steht schließlich in einem kleinen Raum, wo sich ein weiterer Polizeibeamter erhebt und ihr entgegenkommt. Scheinbar hat er die Frau kaum angeguckt. Einmal fuhr sein Blick über ihre ganze Erscheinung, dann verbeugt er sich knapp, weist mit seiner Hand auf einen der beiden tiefen Ledersessel und sagt zu dem Detektiv: „Vielleicht sind Sie so liebenswürdig und lassen uns für einige Minuten allein. Ich werde Sie gleich bitten, wieder hereinzukommen. Sicher hat mir die gnädige Frau erst etwas allein zu sagen.“

Wäre Ann-Christin in diesem Augenblick in einem Theater gewesen, so hätte sie bestimmt gedacht, solche Szene auf einer Polizeiwache kann sich auch nur ein Dichter ausmalen. Ann-Christin aber war ja selbst Figur in diesem Theaterstück des Lebens, und so kam ihr alles ganz selbstverständlich vor. Sie war gar nicht einmal so sehr erleichtert, wie man annehmen sollte, daß kein brummiger Beamter darauf, der sie streng und nachsichtslos ausfragte.

Es gibt eben Momente im Leben, wo man weder angenehm noch unangenehm enttäuscht sein kann, wo man unfähig ist, die äußeren Eindrücke überhaupt irgendwie innerlich abzuschätzen — weder zum Guten noch zum Schlechten hin, wo man alles als gegeben hinnimmt. Und man gibt sich selbst auch, wie man ist.

Das tat Frau Ann-Christin, und es war das Klügste, was sie im letzten halben Jahr, seit die unglückselige Kettengeschichte begonnen, getan hatte. Unbewußt reitete sie vieles damit, was sie sich selbst in Ungewißheit und Lachheit, gar nicht etwa mit bösen Absichten, eingebrockt hatte. Vollkommen unbeschädigt sollte sie aber doch nicht mehr aus der Gelezesmühle heraus-

kommen, nachdem sie die Gelegenheit — ein ganzes halbes Jahr; die Zeit in der Harry Karthesius krank aus Berlin verschwunden war — verpaßt hatte, das Steuer des Schicksals herumzureißen und die verführerische Perlenschnur fortzuwerfen oder abzugeben.

Zwei Tage früher, auch zwei Stunden früher hätte sie noch auf dieser selben Polizeiwache stehen können und sagen: „Ich habe diese Kette in der Eisenbahn, in der Untergrundbahn, ja auf der Straße im Rinnstein gefunden und möchte sie gleich bei Ihnen

abliefern. Alles hätte sie sagen können, wenn sie von sich aus hingegangen wäre. Das hatte Ann-Christin versäumt. Nun stand sie hier, war beschuldigt, gestohlen zu haben, und mußte aussagen —

„Möchten Sie rauchen?“

„Danke, nein“, lehnte sie ab, und ihre Augen suchten im Zimmer umher. Sie hätte nicht sagen können, wonach.

In voller Ruhe ließ er eine kurze Spanne Zeit vergehen zündete sich selbst eine Zigarette an und fragte dann mit derselben höflich interessierten Stimme, mit der er sich im Ballsaal nach ihrer Ansicht über die modernen Tänze erkundigt hätte:

„Bitte, sagen Sie mir nun doch mal alles, was Sie von der ganzen Angelegenheit wissen.“

Er erwähnte nicht von sich aus die Perlen und auch nicht den Menschen, der sie beschuldigt hatte, wo und wie er sie beschuldigt hatte. Er erwähnte auch nicht, daß dieser Mensch jetzt merkwürdigerweise verschwunden war. Nichts, was ihm schmerzhaft mitgeteilt worden war, erwähnte er. Er forderte sie nur freimütlich zu einem allgemeinen Bericht auf.



München ehrte seine Mütter. Eine besonders nette Ehrung kinderreicher Mütter hatte sich am Geburtstag des Führers die Motorbrigade „Hochland“ ausgedacht: 1400 betagte Mütter wurden zu einer Fahrt in die Münchener Umgebung eingeladen. Eine lange Wagenkolonne war es, die über die Reichsautobahn München—Landesgrenze rollte. Der letzte Wagen zeigte ein Schild „Ehre deine Mütter!“ Nach der Ankunft in den Bergen machte man einen kleinen Spaziergang. Wie auf unserem Bilde zu sehen ist, war auch Münchens Oberbürgermeister Fiehler dabei. (Scherl Bilderd., A.)

„Run“, klingt es noch einmal auffordernd an ihr Ohr. Ganz von fern allerdings. Aber die Frau hat es jetzt doch vernommen, denn sie faßt mit den Händen nach ihrem Hals. Es dauert eine Sekunde. Es hat sich wohl etwas in ihrem Haar vernebelt, dann hält sie die Perlenkette in ihrer Hand und reicht sie tiefaufatmend dem Polizeibeamten hin. Der ist so erstaunt von dieser plötzlichen Aktivität, daß er nicht einmal zugreift.

„Nehmen Sie sie, nehmen Sie sie doch!“ Verzweifelt klingt dieser Ausruf Ann-Christins. Dann atmet sie tief aus, als wollte sie all das Häßliche seit dem letzten halben Jahr von sich stoßen.

Der Polizeibeamte nimmt die Perlen, er läßt sie von einer Hand in die andere gleiten. „Eine schöne Kette ist das“ entfährt es ihm beinahe ungewollt.

„Sehen Sie“, antwortet Ann-Christin darauf, „das hab ich auch gefunden, und darum habe ich mich auch nicht von ihr trennen können.“

Ihr Gegenüber guckt sie schnell und groß an. Das hat die Frau eben so eilig herausgesprudelt, wie es kaum ihrer Natur entsprechen kann. Eine Sekunde später beginnt sie ruhig und leicht zu sprechen mit ihrer warmen, etwas heiseren Stimme:

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Sie werden es mir kaum glauben, geschweige denn mich verstehen. Tatsache ist: die Kette gehört mir wirklich nicht, ich habe sie gefunden.“

Der Mann ihr gegenüber zieht leicht seine Augenbrauen hoch und sagt gar nichts. Er wartet ab. Damit hat er immer noch Erfolg gehabt. Das Telephon schnurrt. Er geht an den Schreibtisch und stellt es ab. Er drückt noch einen anderen Knopf, der draußen an der Tür rotes Licht aufbrennen läßt zum Zeichen, daß er nicht gestört werden will. Dann kommt er langsam zum Sessel zurück.

zieht die Bügelfalten etwas hoch, während er sich setzt. Auf seine Handbewegung, die gleichbedeutend einem „Bitte sehr“ ist und auch von ihr so aufgefaßt wird, fährt Frau Ann-Christin fort:

„Im Frühjahr war es, ich kann Ihnen allerdings nicht mehr sagen, an welchem Tage, ich weiß nur, daß es Frühjahr war, da fand ich diese Kette in meiner Completeltasche. Wie sie da hineingekommen ist, kann ich beim besten Willen nicht sagen.“

„Waren Sie allein, und wo und wann war es? Ich möchte wirklich alles ganz genau wissen. Es kann für Sie nur zum Besten sein.“

Da fing die Frau an zu erzählen, wie sie allein im Café gefessen, wie sie dann, vielleicht um halb sieben Uhr, nach Hause gegangen, wie sie kurz vor dem Zoo von einem Herrn eingeholt und angesprochen worden war. „Den Namen möchte ich nicht nennen“, sagte sie und dachte: merkwürdig, jetzt erst fällt mir Robert Walter wieder ein, als sei er gar nicht der Mensch, mit dem ich im letzten halben Jahr am meisten zusammengekommen bin. Aber ich kann doch seinen Namen nicht nennen, ich kann doch einem Polizeibeamten nicht erzählen, daß ein Kollege von ihm Frauen auf der Straße anspricht. Es ist schon schlimm genug, daß ich mich ansprechen lasse. Aber ich will mich jetzt gar nicht mehr schonen, ich bin ja so froh, daß ich endlich einmal alles vom Herzen herunterreden kann. Das heißt, — eigentlich hat es mir gar nicht das Herz schwer gemacht. Bis heute früh. Das ist ja das Merkwürdige daran.

„Ja, das ist so merkwürdig — nachdem der erste Schreck, das erste Verwundern, der erste Tag, die erste Nacht vorbei waren, nachdem ich beim Juwelier war, nachdem ich das erste-mal zu einem Abendkleid die Kette umgelegt hatte, war mir gar nicht mehr, als trüge ich fremdes Gut. Es ist dabei nichts zu erklären und nichts zu entschuldigen — ich hatte solche Freude an dem Schmuck, ich weiß wirklich nicht —“ sie guckt auf die Fran-sen der grünlichen Tischdecke, sie guckt auf den Mann, sie guckt auf ihre Hände, deren Finger miteinander spielen.

Etwa eine Viertelstunde hat sie unentwegt, langsam und leise gesprochen. Nicht viel Positives hat sie sagen können, aber sie hat alles der Reihe nach erzählt, und schließlich die Achseln ge-zuckt über ihre eignen Gedankengänge:

„Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“, zitiert sie.

Und jetzt fängt der Polizeibeamte an. Er hat absichtlich nicht unterbrochen, jetzt fragt er: „Sie sind nie auf die Idee ge-kommen, daß der Mann, der Sie angesprochen hat und dessen Namen Sie nicht nennen wollen, daß der Ihnen die Kette in Ihre Tasche gleiten ließ?“

„O doch, ja natürlich, ich hatte diesen häßlichen Verdacht sehr wohl. Aber ich habe mich dann überzeugt, ich bin jetzt mit dem jungen Menschen gut befreundet“, sie sagt das so ruhig und selbstverständlich, mit einem so klaren offenen Blick, wie es eine Frau nur mit ganz reinem Gewissen tun kann, und der Polizeibeamte ist bereit, ihr zu glauben, „daß dieser Junge nicht dafür in Frage kommt. Aber halt — eben fällt mir etwas ein, das mir tatsächlich vollkommen aus dem Gedächtnis verschwunden war. Das machte mir ja noch so Spaß an dem unglückseligen Tag — ich muß gerade sehr vorteilhaft ausgesehen haben —, in dem Café sprach mich vorher noch ein Kavali-er an. Von dem weiß ich aber wirklich nicht mehr, wie er aus- sah. Ich stand dann auch

bald auf, um wegzugehen, als er sich einfach zu mir setzte. Ja, das wäre auch noch von dem Tag zu berichten, aber sonst —“ Ann-Christin zog ein kleines Taschentuch aus ihrer Tasche, ein paar Zettel flogen mit heraus, Rechnungen, Visitenkarten, ein Postabschnitt und auch ein Zeitungsausschnitt. Sie war schneller als der Mann, hob es auf. — „Richtig“, rief sie dann aus, „das habe ich ja auch noch vergessen, Ihnen zu erzählen, ich scheine wirklich nicht mehr recht beieinander zu sein. Also, ich war gerade heute früh ganz aufgeregt wegen dieser scheußlichen Perlen-geschichte. Da finde ich doch heute in meiner Morgenzeitung diese Anzeige.“

Sie reicht sie ihm hinüber und er liest: „Perlenkette seit einem halben Jahr vermisst. Wappen im Schloß: zwei durchkreuzte Sichel. Nähere Angaben darüber bitte per Telephon Wilmers-dorf 8207 zu geben.“

Der Mann liest langsam und bedächtig, nickt mit dem Kopf, betrachtet noch einmal die Kette und sagt dann, überhaupt nicht auf das letzte bezugnehmend: „Aber, sagen Sie noch einmal, liebe gnädige Frau, sind Sie denn überhaupt nie auf den Ge-danken gekommen, daß Sie sich der Fundunterschlagung schuldig machen?“

Ann-Christin schüttelt heftig und dann langsamer den Kopf. „Nein, nein, ich habe mich doch noch nie um das Gesetzbuch oder ähnliches gekümmert — außer bei meiner Scheidung. Und da habe ich auch nicht viel damit zu tun gehabt.“ (Fortf. folgt.)



•Nehmen Sie sie, nehmen Sie die Perlen doch!•
Zeichnung Kleßlich M

Zum Tode Anton Günthers

† 29. 4. 1937

Seinem Andenken gewidmet von Walter Schimm, Chemnitz



De Wag zon Harz de Hamit war meitog
Fir uns Erzgebirger e Liedt in de Muttersproch,
Anner Günther-Anton schuf, gerodaus, äfach un schlicht
De erzgebärgsch Scholle entflieg, viel Lieder, manches
Gedicht.

Anner Tolt-Hans-Tonel, dan de Hamit war wos wart,
Ruht nu, vom Wald umrauscht, in seiner Mutterard,
Sei echtes, radhtes, deitsches Wajen allen bekannt,
Bleibst uns e Quall de Kraft fir's Vaterland.

Nu schweigt sei Leier, de Säätn sei gesprunge,
Die uns su oft eidringlich hobn geklunge,
An ze mancher arnsten Feierstund
Hobn gehält, wos am Erzgebärgter Harz wund.

Wenn ne is Labn a net goldbekränzte,
An in sen Heisel lä Reichtum glänzte,
Schuf ar sich mit sen Liederdichtn e Ideal,
Die ne vergassen liehen de Erdenqual.

Wie schie klingts aus de Liedle, wenn's drauhn Schneit,
Odr von de Lichtle, die brenne ze Weihnachtszeit,
Von de Raachkarzmannle, de Engeln, de Bargleit,
An doh sei mol kimmt ne Gerachtigkeit.

Vom Wald, dar su hamlich rauscht,
Vom Heisel, dos ar mit länn König tauuscht,
Von de Vögele, die ar su gern gehört,
Von Feierohnd, dar nooch'n Logwart en ward bejchert.

An de Natur hot ar ogetauscht
Wie 's Bachel vom Barg ne Tol no rauscht,
Wu de Schwarzbeer wachsen, de haad aju töttlich blüht,
Himmelschlüffele blüh, un gar de Schwammegieher Lied.

Ueberhaupt de Hamit, die mr in de Fremd nie vergassn soll,
's Vaterhaus, wu mr als Kind hot ringetollt;
Deisch un frei solln mr sei, echt deitsche Brüder,
Su klingts in de Muttersprooch durch seine Lieder.

Brave, treie Sänger des Erzgebärgs, ruh in holdem Frieden,
Viel ze zeitig bist du für immer von uns geschieden,
Dei Harz hot ausgeflogn — beend't is de Labnslauf,
Doch deine Lieder führen uns zu lichtn Höhn hinauf.

Sulang de Barg gen Himmel ragn, war'n deine Weisn er-
's Menschnharz entsachn un ins Gemüt eidringe. [klinge,
Ar blößt de Wind über Grob im Ohndsonneschein,
Wie grüßn dich, Anton Günther, nimmermehr sollst du ver-
gassn sein.